

Das Buch

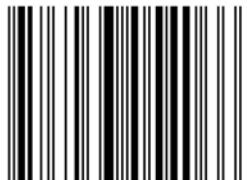
Allan, ein 17-jähriger Gymnasiast, droht am Leben zu zerbrechen. Seine Eltern interessieren sich kaum für ihn, Freunde hat er keine, und in der Schule reiht sich Misserfolg an Misserfolg. Er beginnt mehr und mehr am Sinn des Lebens zu zweifeln und setzt sich zunehmend mit dem Gedanken auseinander, seinem Leben ein Ende zu setzen. Eines Tages lernt er jedoch den 18-jährigen, lebensfrohen Jan kennen, der unheilbar an einem Hirntumor erkrankt ist und weiß, dass er in Kürze sterben wird. Jan macht es sich zur Aufgabe, Allan von der Schönheit des Lebens zu überzeugen.

Der Autor

Philipp Schmutz ist Psychologe und arbeitet im Psychiatricentrum Münsingen mit Erwachsenen, die an Depressionen und Angststörungen leiden. Zuvor arbeitete er in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Klinik und unterstützte zudem Schulen sowie Eltern in der Prävention von Depression und Suizidalität im Kindes- und Jugendalter. Neben der klinischen Tätigkeit engagiert er sich im Berner Bündnis gegen Depression (BBgD) sowie in der Fachgruppe Suizidprävention Kanton Bern.

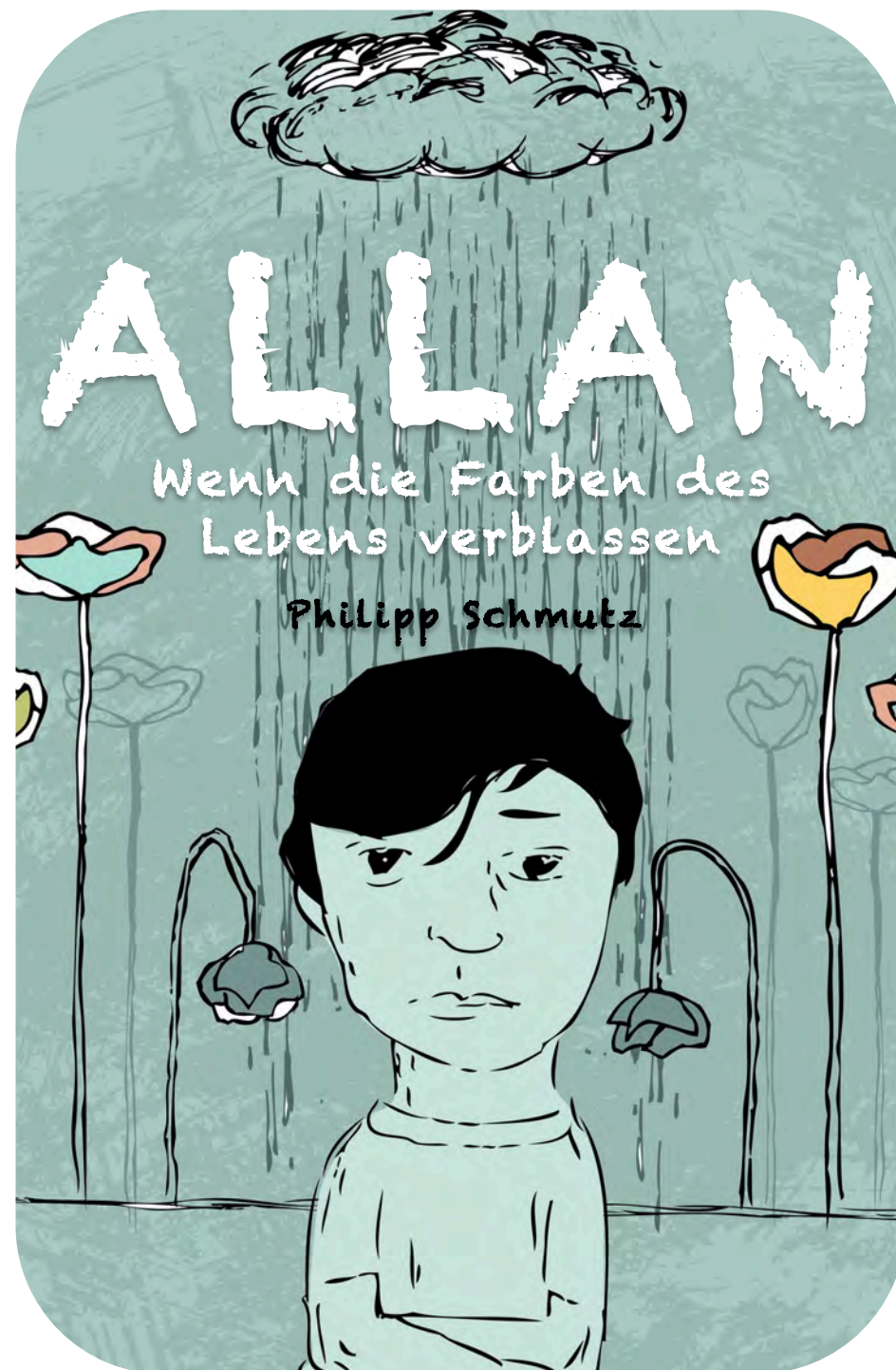


ISBN 978-3-033-05406-6



9 783033 054066 >

Philipp Schmutz - ALLAN: Wenn die Farben des Lebens verblassen



ALLAN

Wenn die Farben des
Lebens verblassen

Philipp Schmutz

1. Auflage, 2016

Coverbild

www.istockphoto.com, kevinhillillustration

Covergestaltung

Philipp Schmutz

Der Autor ist erreichbar über:

Berner Bündnis gegen Depression

PZM

Hunzigenallee 1

3110 Münsingen

Schweiz

info@berner-buendnis-depression.ch

Copyright © 2016 Philipp Schmutz

All rights reserved.

Druck

Klimaneutraler Druck in der Schweiz auf Papier aus nachhaltiger Waldwirtschaft durch printzessin.ch



printzessin.ch

ISBN-13: 978-3033054066

ISBN-10: 3033054064

Intro

Eigentlich wollte ich schon lange tot sein, doch ich lebe noch;
vielleicht weil ich diesen Jungen kennengelernt habe, der leben
wollte; diesen Jungen, der nun tot ist.

1

Was macht man als Teenager? Geht man mit Freunden ins Kino? Geht man baden? Knutscht man rum? Wahrscheinlich schon. Wäre wohl normal. Doch was macht man als Teenager, wenn man Pickel im Gesicht hat, übergewichtig ist und keine Freunde hat? Mit wem will man da knutschen? Wer geht mit einem ins Kino? Wer will schon im Schwimmbad seine Speckrollen zeigen?

Ich war ein Teenager. Im besten Alter des Lebens? Wohl kaum! Ich war unfähig, auf andere Leute zuzugehen, hatte Angst, eine Abfuhr zu kassieren, einen Korb, ein Hau-ab-wir-wollen-dich-hier-nicht. Also ließ ich es bleiben, sagte nicht »Hallo!«, fragte nicht »Wie geht's?«, hing in den Pausen alleine auf dem Schulhof ab oder blieb alleine im Klassenzimmer zurück.

Ich konnte die anderen meiner Klasse mit ihrem belanglosen Gequatsche über Soaps und Stars sowieso nicht leiden. Vielleicht verhielt ich mich aber auch einfach wie der Fuchs in der Fabel, der nicht an die Trauben kam, da diese zu hoch hingen. Also behauptete er, die Trauben seien sauer und deshalb ungenießbar. Auf diese Weise hatte er eine Ausrede und konnte sein Gesicht wahren. Ich hatte ebenfalls meine Ausrede. Tief in mir drin wusste ich aber, dass ich gerne Freunde gehabt hätte. Doch ich hatte keine.

Meine Mutter lehrte als Professorin für zeitgenössische Kunst an der Uni unserer Stadt. Im Gegensatz zu meinem Vater war sie eine zielstrebige und leistungsorientierte Frau, hatte Karriere gemacht und erwartete von mir dieselbe Zielstrebigkeit, welche sie in sich trug. »Ich kann nicht« hieß bei ihr »Ich will nicht«.

Alles geht, alles kann, alles ist möglich. Man muss nur wollen. Zuneigung gab's nicht umsonst, die musste ich mir verdienen – mit guten Noten, aufgeräumtem Zimmer, anständigem Benehmen und weiß der Geier womit noch.

Meine Eltern hatten sich getrennt, als ich zehn war. Es hatte sich schon lange abgezeichnet. Dauernd stritten sie sich über die Unordnung im Haus, die unbezahlten Rechnungen, die Zeitung, die noch immer nicht abbestellt war, und natürlich auch über die Kindererziehung. Mein Vater erlaubte viel und setzte mir wenig Grenzen: »Lass ihn doch Fußball spielen gehen, bald wird es dunkel. Die Hausaufgaben kann er ja gut nach dem Spielen erledigen.« Bei meiner Mutter hieß es hingegen: »Zuerst die Arbeit und dann das Vergnügen! Es reicht, wenn er einen Vater hat, der sich gehen lässt. Da muss er sich ja selbst nicht auch noch gehen lassen. Wo soll das hinführen? Hätte er gleich nach der Schule die Hausaufgaben erledigt, könnte er jetzt draußen sein und Fußball spielen. Aber du scherst dich ja einen Dreck, ob und wann er die Hausaufgaben erledigt!«

Das ging so, seit ich denken konnte, und endete, als ihr eine Freundin erzählte, dass ihr Mann gesehen habe, wie mein Vater aus einem Bordell gekommen sei. Mein Vater, von meiner Mutter zur Rede gestellt, gab es zu und wollte es erklären. Sie hingegen wollte keine Erklärungen hören, buchte ihm ein Zimmer in einem Hotel, packte ihm einen Koffer und setzte ihn vor die Tür. Seine Sachen ließ sie in einem Magazin unterbringen und engagierte, nachdem er eine Wohnung gefunden hatte, eine Umzugsfirma, die ihm seine Habe aus dem Magazin in seine neue Wohnung schaffte. Die ganze Prozedur bezahlte sie mit ihrem Geld. Hauptsache, seine Sachen waren so schnell wie möglich weg. Wenn etwas beiden gehört hatte oder sie sich nicht sicher war, wem es gehörte, überließ sie es ihm;

Hauptsache weg! Danach machte sie sich (ohne mich) auf die Suche nach einer neuen Bleibe und wurde auch bald fündig, da sie sich eine teure Wohnung ausgesucht hatte und die Konkurrenz in dieser Preisklasse klein war. Sie kündigte den Mietvertrag unseres Hauses und zog mit mir in die neue Wohnung, welche sich in einer umgebauten Fabrik befand und einer Turnhalle glich. Einen Garten, einen Rasen oder Bäume suchte man vergebens. Dafür befand sich vor dem Haupteingang des Gebäudes ein großer Parkplatz, auf dem sich ein Bonzenschlitten an den anderen reihte.

Ich habe meine Mutter wegen der Trennung von meinem Vater nie weinen sehen. Sie erwähnte ihn kaum. Sie redete nicht mal schlecht über ihn. Sie redete eigentlich gar nicht über ihn. Manchmal schien es mir, als wäre ihr der Bordellbesuch gerade recht gekommen, weil sie dadurch einen plausiblen Grund hatte, meinen Vater vor die Tür zu setzen. Wenn sie miteinander telefonierte, war sie ruhig und beherrscht, beinahe freundschaftlich. Ich habe nie mit ihr darüber gesprochen. Ich wusste, dass sie nicht darüber sprechen würde; zumindest nicht mit mir.

Mein Vater hingegen hatte an der Trennung schwer zu beißen. Er versuchte immer wieder, meine Mutter zurückzugewinnen. Er rief an, wartete vor der Haustür und schickte ihr Blumen an die Uni, die sie ihm zurückschicken ließ. Doch nachdem ihm meine Mutter einmal unmissverständlich klargemacht hatte, dass er seine »billigen und peinlichen« Annäherungsversuche bleiben lassen solle, zog er sich zurück.

In den ersten Jahren nach der Trennung ging ich noch oft zu meinem Vater. Im Sommer fuhren wir mit dem Zug fluss-

aufwärts, schleppten sein Gummiboot an das Flussufer, pumpen es auf, brachten es zu Wasser, schwangen uns hinein und ließen uns vom Fluss zurück nach Hause treiben. Wir machten Fahrradtouren, fuhren auf dem See Kanu oder grillten im Wald. An Samstagabenden machte er oft einen auf DJ. Nicht so richtig mit Übergängen. Nach jedem Song gab es eine längere Pause, wenn er sich Gedanken darüber machte, welches Stück zum vorhergehenden passt. In einem Club wäre er damit gnadenlos ausgebuht worden, doch mir gefiel's. Er stand schon seit seiner Jugend auf die Sachen des Motown-Labels, kaufte sich jede Platte, die ihm in die Hände fiel, und konnte stundenlang vor dem Plattenspieler sitzen, um dem Vinyl beim Drehen zuzusehen.

Wir tanzten ab zu Songs von Stevie Wonder, den Supremes, den Marvelettes, den Jackson 5, Marvin Gaye und Tammi Terrell. Da in dem fünfstöckigen Haus, in dem er lebte, Leute aus der alternativen Szene wohnten, konnten wir rumtanzen und rumwirbeln, ohne dass jemand mit dem Besenstiel gegen die Decke hämmerte oder entnervt an der Wohnungstür klingelte.

Am Sonntagmorgen ging er zum Bäcker Brötchen kaufen und machte uns ein leckeres Frühstück mit Müesli, Früchten, Brötchen, Honig, Marmelade, Orangensaft, Kaffee und Rührei mit Speck. Es war eine schöne Zeit! Bis Susanne kam. Er lernte sie bei einem Wok-Kochkurs für Singles kennen, ging danach ein paarmal mit ihr aus und die beiden verliebten sich. Ich konnte nie begreifen, was genau ihm an Susanne gefiel. Sie war klein und dürr, hatte schmalgliedrige Finger mit dicken roten Holzringen dran, trug wild kombinierte, farbige Kleider, hatte rot gefärbte Haare und spürte überall irgendwelche Energiefelder. Das Energiefeld, das von mir ausging, spürte sie wohl nicht. Ich konnte sie nicht ausstehen. Als ich 13 war, fragte sie

mich doch tatsächlich, ob ich meiner Mutter in der Schule etwas Schönes zum Muttertag gebastelt hätte. Mir blieb die Spucke weg. Daraufhin sagte ich ihr etwas, das ich später noch oft zu Leuten sagen würde, das bei ihr jedoch Premiere feierte: »Ach, leck mich doch!« Mein Vater starrte mich entsetzt an. Susanne bestand auf einer umgehenden Entschuldigung. Mein Vater unterstützte sie in diesem Wunsch. Ich hingegen riss meine Jacke vom Kleiderständer, schwang mir meinen Rucksack über die Schulter, stampfte zur Wohnungstür raus, schleuderte ihnen vom Flur aus ein »Ach, leckt mich doch alle beide!« entgegen und zog die Tür mit solcher Wucht zu, dass das tönernerne Herzlich-willkommen-Schild auf den Boden knallte und in tausend Stücke zerbrach. Die Nachbarin von nebenan, die im Treppenhaus gerade ihre Pflanzen goss, machte ein etwa gleich entgeistertes Gesicht wie mein Vater und erntete daraufhin ein »Und du kannst mich auch mall!«.

Nach diesem Rundumschlag verschlechterte sich die Beziehung zu meinem Vater zusehends. Er war zwar der Meinung, dass so etwas vorkommen könne, dass man den Vorfall vergessen könne, aber eben nur unter der Bedingung, dass ich mich bei Susanne entschuldige, was ich verweigerte.

2

Es war mal wieder einer jener Tage, an denen ich zwar am Morgen aus dem Haus ging, mich jedoch nicht zur Schule aufmachte, sondern ziellos durch die Gegend streifte. Mit dem Rucksack über der Schulter trottete ich durch den Wald, über die Sportanlage der Uni und lief an den Operationssälen des veterinärmedizinischen Instituts vorbei. Durch das halbgeöffnete Tor einer großen Halle konnte ich ein totes Pferd sehen, das, des Fells entledigt und an den Hinterbeinen hochgezogen, über einem Metalltisch baumelte, während sich eine Gruppe Studenten um den Tisch drängte. Einige der Studenten schienen aufmerksam dem gestikulierenden Professor zuzuhören, andere hingegen starrten mit sichtlichem Ekel das tote Tier an.

Ich trottete weiter, lief an der ehemaligen Eisenfabrik vorbei und betrat einen heruntergekommenen Spielplatz, auf dem sich neben zwei Hängeschaukeln und einer Wippe lediglich eine kleine Rutsche befand, von der die Farbe abblätterte. Auf einer Bank saß ein Junge, der ungefähr in meinem Alter war. Ansonsten war der Spielplatz verlassen. Ich setzte mich auf eine der beiden Hängeschaukeln, ließ den Rucksack auf den Boden fallen und begann hin und her zu wippen.

Der Junge auf der Bank glotzte mich an. Ich konnte glotzende Leute nicht ausstehen. Ich war jedoch selbst einer von ihnen. Ich hatte die Angewohnheit, Leute anzuglotzen, was nicht selten dazu führte, dass ich ein »Was guckst du denn?« kassierte. Oft verpasste ich den Moment, wann man wieder wegschauen sollte. Vielleicht glotzte mich der Junge an, weil ich ihn angeglotzt hatte. Keine Ahnung. Jedenfalls stand er nach einer Weile auf und kam auf mich zu. Ich machte mich schon auf ein »Was guckst du denn so blöd, du Penner?« gefasst und ging

innerlich in Verteidigungshaltung. Er blieb vor mir stehen, sah mich an und sagte einfach: »Hallo!« – was ich, wenn auch mit einiger Verzögerung, mit einem »Äh, ja, hallo« erwiderte.

»Ist es okay, wenn ich mich neben dich setze?«

Was sollte das nun? Ich schaute ihn genauer an. Er trug schwarze Basketballschuhe, Jeans, einen blau-weiß gestreiften Kapuzenpulli, hatte eine Wollmütze auf dem Kopf und warf mir einen fragenden Blick zu.

Da meine Antwort auf sich warten ließ, stand er mit diesem fragenden Blick eine ganze Weile vor mir. Schließlich nickte ich und er setzte sich neben mich. Ich bereute mein Nicken bereits, da ich wusste, was nun folgen würde: Small Talk! Ich hasste es, mit fremden Leuten quatschen zu müssen. Und noch mehr hasste ich es, über irgendwelchen belanglosen Schrott zu reden. Nun saß er jedoch neben mir, sah mich an und sagte: »Ich heiße Jan, und du?«

»Allan.«

»Freut mich, Allan!«

»Ja.«

Wahrscheinlich wäre es nun an mir gewesen, den nächsten Schritt zu tun und irgendwas zu sagen. Tat ich aber nicht. Was hätte ich denn sagen sollen? Vielleicht: »Schönes Wetter, nicht?« Das war mir dann aber doch wieder zu plump. Ich hatte ja auch keinen Bock auf ein Gespräch. Also sagte ich nichts und hoffte, dass er möglichst bald abziehen würde. Tat er aber nicht. Er hielt hartnäckig seine Stellung auf der Schaukel und fragte mich: »Wohnst du hier im Quartier?«

»Nein.«

Was interessierte es ihn, wo ich wohnte? Er sollte einfach die Klappe halten und abhauen. Er forschte jedoch tapfer weiter: »Und wohnst du in der Stadt oder kommst du von außerhalb?«

»Ja.«

»Das war eine Entweder-oder-Frage. Die kannst du nicht mit Ja oder Nein beantworten.«

»Ach scheiße, was willst du denn? Bist du mein Lehrer oder was?«

»Hey krieg dich wieder ein. Das war nicht böse gemeint!«

»Ja.«

Danach war es erst mal ruhig. Keiner sagte was. Dieser Typ kam völlig ungefragt zu mir und quasselte gleich los. Ich konnte Leute nicht ausstehen, die dauernd quatschten. Ich entschied mich dafür, eisern zu schweigen, auszuharren und stellte mich darauf ein, dass wir einen Moment in peinlicher Stille nebeneinandersitzen würden und er sich danach davonmachen würde, um dieser peinlichen Stille zu entgehen. Doch falsch gedacht. Er ließ sich nicht wegschweigen und erneuerte seine Frage:

»Wohnst du in der Stadt?«

»Ja, im Westquartier.«

»Und wo im Westquartier?«

Ach scheiße, was interessierte es ihn, wo genau ich wohnte. Da meine Ich-schweige-so-lange-bis-du-abhaust-Taktik wohl erneut misslingen würde, gab ich auf und sagte: »Ich wohne in der alten Schokoladenfabrik.«

»Wow! Als Kind haben wir die Fabrik mit der Schule besucht. Es hat total krass nach Schokolade geduftet. Riecht man die Schokolade noch?«

Nein, man riecht sie nicht mehr, da dort nämlich seit Jahren keine Schokolade mehr hergestellt wird. Wie blöd bist du eigentlich? Ich hatte irgendwann gelernt, dass es unklug ist, alles zu sagen, was man denkt, also behielt ich diesen Gedanken für mich und sagte stattdessen: »Das Einzige, was du dort riechst, ist das Geld der Bonzen, die dort wohnen.«

Er schien das Gehörte zu verarbeiten, sagte aber nichts. Mittlerweile hatte ich die Hoffnung aufgegeben, er würde nach einer

unangenehmen Gesprächspause abhauen. Auf die Idee, selbst zu gehen, kam ich irgendwie nicht. Vielleicht lag das aber auch daran, dass ich die Situation doch nicht so unangenehm fand, wie ich dachte. Immerhin redete mal jemand mit mir. In der Schule war ich ein unfreiwilliger Einzelgänger. Na, vielleicht ein halbfreiwilliger Einzelgänger. Keine Ahnung. Ich fand die anderen in meiner Klasse doof und irgendwie schien auch niemand so richtig Notiz von mir zu nehmen. Und da mich keiner sah, redete auch keiner mit mir. Ich hätte genauso gut ein Geist sein können. Deshalb war es irgendwie auch schön, mit Jan zu reden, obwohl es gleichzeitig auch nervig war.

»Was hörst du für Musik?«

»Was?« Jan hatte mich aus meinen Gedanken gerissen.

»Was hörst du für Musik?«, wiederholte er.

»Hip-Hop.«

»Und was so? Also welche Bands hörst du?«

»Halt so ›Nas‹, ›Mobb Deep‹, ›The Roots‹ und so.« Ich hätte ihn nun auch fragen können, welche Musik er höre, doch es interessierte mich nicht. Also fragte ich auch nicht danach.

Erneute Stille.

Jan hatte ein Loch im Schuh; vorne am großen Zeh des rechten Fußes. Vielleicht kam es vom Fußballspielen. Keine Ahnung. Er hatte nichts von Fußballspielen gesagt. Fragen mochte ich ihn auch nicht. Nachdem wir wiederum eine Weile vor uns hin geschwiegen hatten, zeigte er mit der Hand auf eine Siedlung mit kleinen Einfamilienhäusern und fragte: »Siehst du das grün gestrichene kleine Häuschen dort drüben?«

Ich nickte.

»Also da«, fuhr er fort, »wohne ich.«

Ich musste an unser früheres Haus denken und sagte wehmütig: »Früher lebten wir auch in einem Haus; bis sich meine Eltern scheiden ließen.«

Jan schien überhaupt nicht zugehört zu haben, denn er erzählte einfach weiter: »Wir haben einen total schönen Garten. Der Garten ist zwar nicht so groß, wir dürfen aber auch in den Gärten unserer Nachbarn sein. Im Sommer essen wir oft gemeinsam mit unseren Nachbarn. Meistens grillen wir oder backen Pizza im Holzofen, den mein Vater gebaut hat.«

»Quatschst du eigentlich immer so viel?«, platzte es aus mir heraus.

Jan schaute mich beleidigt an, sagte aber nichts. Ich wusste ja, dass man nicht alles sagen sollte, was man denkt, manchmal kann man sich aber einfach nicht zurückhalten. Scheiße, ich erzählte ihm davon, dass sich meine Eltern hatten scheiden lassen und ich in einer bescheuerten Fabrik wohnen musste und ihm kam nichts Besseres in den Sinn, als von seinem scheißdoofen Garten und dem Pizzaofen zu erzählen, den sein Vater gebaut hatte.

Und wieder war es still. Und wieder war es unangenehm. Und wieder hoffte ich, dass er abhauen würde. Und wieder schaffte ich es nicht, selbst abzuweichen. Abweichen wäre aber irgendwie auch einer Niederlage gleichgekommen. Ich musste lernen, mit Leuten zu reden. Ich war einfach zu blöd, ein normales Gespräch zu führen.

Nach einer beinahe endlosen Suche nach was Schlauem fragte ich schließlich: »Gehst du noch zur Schule?«

Er zögerte mit seiner Antwort. Wahrscheinlich merkte er, dass mich die Frage nicht wirklich interessierte. Entsprechend knapp fiel dann auch seine Antwort aus: »Ich gehe auf die Wirtschaftsmittelschule.«

»Dann wirst du mal einer dieser reichen Banker oder Manager, die die Welt abzocken?« Scheiße, wieso musste ich immer wieder so doofe Dinge sagen und die Leute beleidigen, wenn ich den Mund aufmachte?

Jan sagte erst mal eine Weile gar nichts. Dann sah er mich mit zusammengekniffenen Augen an und zischte: »Nein, ich werde kein Banker und ich werde niemanden abzocken, weil ich nämlich gar nichts werde!«

»Du wirst gar nichts? Wieso? Fliegst du von der Schule oder so?«

»Nein, ich habe einen Hirntumor, wenn du's genau wissen willst. Und die Wahrscheinlichkeit, dass ich auch nur länger als ein Jahr leben werde, ist verdammt klein.«

»Scheiße!«

»Ja, scheiße! Du sagst es!«

»Und da kann man nichts gegen machen?«

»Nein!«

»Echt nicht?«

»Nein, echt nicht!«

Gut, ich war nicht gerade freundlich zu ihm gewesen. Er brauchte mich aber mit seinem »Nein, echt nicht!« auch nicht nachzuäffen. Er merkte wohl, dass er mit seiner blöden Bemerkung danebengehauen hatte, und fügte hinzu: »Wir haben alles Mögliche ausprobiert. Es hat aber nichts wirklich gewirkt.« Er seufzte und schaute weg. Ich hatte das Gefühl, dass ihm eine Träne über die Wange lief, konnte es aber nicht wirklich sehen.

Auf einmal begann mich das Gespräch zu interessieren. Es war aber auch kein Small Talk mehr. Ich sah ihn an, wie er mit seinem blau-weiß gestreiften Kapuzenpulli und seiner Wollmütze auf der Schaukel saß und von mir wegschaute. Ich wusste nicht, ob ich ihn in Ruhe wegschauen lassen sollte oder ob ich ihn etwas fragen sollte. Beides konnte richtig oder falsch sein. Ich war irgendwie auch neugierig, ob ihm nun wirklich die Tränen gekommen waren oder nicht. Ich fragte schließlich:

»Und ist der Tumor, also ist das, äh, ist das Krebs?«

»Ja.«

»Hast du deshalb die Mütze auf? Von Krebs kriegt man doch eine Glatze, oder nicht?«

»Die Glatze kriegst du nicht vom Krebs, sondern von der Chemotherapie. Es kommt aber auch auf die Art der Chemo an. Mir sind die Haare nicht ausgefallen.«

»Dann hast du keine Glatze?«

»Nein.«

Ich konnte keine Tränen auf seinem Gesicht ausmachen.

»Und da kann man echt nichts machen? Ich meine, die Forschung macht doch dauernd Fortschritte.«

»Dann muss die Forschung aber sehr schnell Fortschritte machen. Es sieht nicht gerade danach aus, dass ich noch hundert Jahre warten kann.«

»Und die Ärzte haben echt gesagt, dass du nicht mal mehr ein Jahr lebst?«

»Nein, sie haben gesagt, dass man das nicht so genau sagen kann. Ich habe aber im Netz gesehen, dass die meisten Leute mit diesem Tumor innerhalb eines Jahres sterben. Ich glaube, sie wollten mir einfach Hoffnung machen oder haben Angst, mir die Wahrheit zu sagen.«

»Scheiße!«

»Tja.«

Hinter uns watschelte eine Gruppe Nordic Walkerinnen vorbei, die wild mit den Stöcken herumfuchtelten. Eine Frau versuchte vergeblich ihr Baby zu beruhigen, das im Kinderwagen lag und schrie. So ein Baby muss auf die Dauer wohl ziemlich nervig sein.

Nach einer Weile schaute ich Jan an und meinte: »Ich würde mit dir tauschen!«

»Was?«

»Echt, ich würde mit dir tauschen!«

»Was, du würdest mit mir tauschen?«

»Eben, ich würde mit dir tauschen. Ich würde dir den Krebs abnehmen.«

»Sag sowas nicht!«

»Doch ich würde!«

»Und wenn! Du kannst nicht mit mir tauschen!«

»Ja, aber ich würde!«

»Aber du kannst nicht und deshalb ist es doof, das zu sagen. Vielleicht ist es lieb gemeint, aber es ist doof, sogar verdammt doof, das zu sagen, weil du nicht mit mir tauschen kannst. Außerdem kann man das leicht behaupten, da man die Konsequenzen gar nicht in Kauf nehmen muss, weil man sowas eben nicht tauschen kann! Was meinst du damit überhaupt? Bist du irgendwie lebensmüde oder so?«

Das »Ja«, welches ich nun hervorbrachte, klang überhaupt nicht so, wie es hätte klingen sollen. Es klang total platt, eher so, wie wenn ich gesagt hätte, ich hätte einen Pokal gewonnen. Es klang, als würde ich zu den Auserwählten gehören, denen diese Ehre zuteilwird. Aber offenbar war das bei Jan anders angekommen, denn er fragte mich, ob ich das wirklich ernst meine, so richtig ernst.

»Beschlossen ist es nicht. Aber ich spiele schon mit dem Gedanken. Ich meine, mein Leben ist alles in allem eher scheiße!«

»Wieso?«

»Weil eben alles scheiße ist!«

»Und wieso ist alles scheiße?«

»Also nehmen wir mal meine Mutter: Sie steht voll auf Leistung. Der könntest du irgendein Kind geben und sie würde es lieben, wenn es einfach nur gute Noten schreibt. Sie interessiert sich überhaupt nicht, aber wirklich überhaupt nicht dafür, wer ich bin, welche Wünsche ich habe, was ich möchte. Sie interessiert sich nur für gute Noten, Karriere und so. Da sind wir bei

Problem Nummer zwei. Ich schreibe keine guten Noten. Meine Noten waren früher mal gut, aber das war eben früher. Und dann mein Vater: Er ist eigentlich ein total lieber Kerl. Er interessiert sich aber auch nicht wirklich dafür, wer ich bin. Er unternimmt ... das heißt, er hat viele Sachen mit mir unternommen: Kanufahren, Fahrradtouren, Tretbootfahren und so. Er hat sich aber auch nie wirklich für mich interessiert. Er hat mich nie gefragt, wie es mir geht. Er war immer nur der supergut gelaunte, unternehmungslustige Daddy. Ihm hättest du eigentlich auch irgendein Kind geben können, dann würde er mit diesem im Kanu sitzen. Ich habe Eltern, die nicht wissen, wer ich wirklich bin, die keine Ahnung, aber wirklich überhaupt keine Ahnung haben, wie es mir geht, und die sich auch nicht sonderlich dafür interessieren, geschweige denn versuchen, es herauszufinden.«

»Und hast du deinen Eltern schon mal gesagt, dass du gerne gefragt werden würdest, wie es dir geht?«

»Scheiße, nein! Ich will doch nicht, dass sie mich fragen, wie es mir geht, weil ich ihnen gesagt habe, dass ich das möchte. Das ist doch in etwa dasselbe, wie wenn eine Frau, die nie von ihrem Mann Blumen geschenkt kriegt, ihm sagt, dass sie sich über Blumen freuen würde. Die Blumen kommen dann ja nicht, weil er das Gefühl hat, »Äh, heute habe ich Lust, meinem Schatzi Blumen zu schenken«, sondern er macht das dann, weil sie gesagt hat, dass sie das möchte. Das macht es wertlos!«

»Finde ich nicht. Ich finde es okay, dass man jemandem sagt, woran man Freude hat. Die anderen können doch auch nicht einfach deine Gedanken lesen.«

»Ja, okay, bei den Blumen magst du ja recht haben, oder nein, eben doch nicht. Das weiß man doch, dass eine Frau Freude an Blumen hat. Aber da kann man noch ein Auge zudrücken und sagen, dass es so blöde Männer gibt, die das noch lernen

müssen. Aber Eltern müssen doch ein Interesse daran haben, zu wissen, wie es ihren Kindern geht. Das muss doch in der Natur von Eltern liegen!«

»Ja, irgendwie schon. Irgendwie müssen sie wohl aber auch lernen, gute Eltern zu sein. Haben deine Eltern denn nicht gefragt, weshalb du plötzlich so schlechte Noten hast?«

»Von den Noten haben sie keine Ahnung. Mein Vater eh nicht; der hat sich ausgeklinkt. Und wenn meine Mutter was von meinen Noten wüsste, wäre ich mause. Das kannst du mir glauben!«

»Sie hat keine Ahnung von deinen Noten?«

»Nein. Die Lehrer denken schon, dass sie es weiß. Bis zum 18. Geburtstag muss man ungenügende Noten von den Eltern unterschreiben lassen und unterschrieben habe ich. Die Unterschrift meiner Mutter ist ziemlich leicht zu fälschen.«

»Und wenn sie's rauskriegt?«

»Dann kriegt sie's eben raus. Viel schlimmer als jetzt kann's ja doch nicht werden.«

»Eben hast du aber gesagt, dass du mause wärst, wenn sie was davon mitbekommen würde.«

»Das jetzt ist nicht viel anders als mause sein. Da könnte sie noch ganz andere Sachen rauskriegen. Zum Beispiel sollte ich im Moment in der Schule sein. Da vermisst mich aber keiner, da ich ihnen klargemacht habe, dass irgendwas mit meinem Magen nicht stimmt, dass man bisher noch nichts herausgefunden hat und dass ich mich deswegen vielen Untersuchungen unterziehen lassen müsse. Ich habe ihnen gesagt, es gebe einen Verdacht auf eine sehr seltene Krankheit, die sehr schwierig zu diagnostizieren sei und für welche man viele Tests in regelmäßigen Abständen durchführen müsse. Und da nur große Spitäler auf solch komplexe und unbekannte Krankheiten eingestellt seien, fänden die Untersuchungen im Uni-Spital statt,